

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 74 (1999)
Heft: 4: Ich bin Brien. Wer spielt Ball mit mir?

Anhang: Extra 1 : von Heimarbeit zu Telework

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

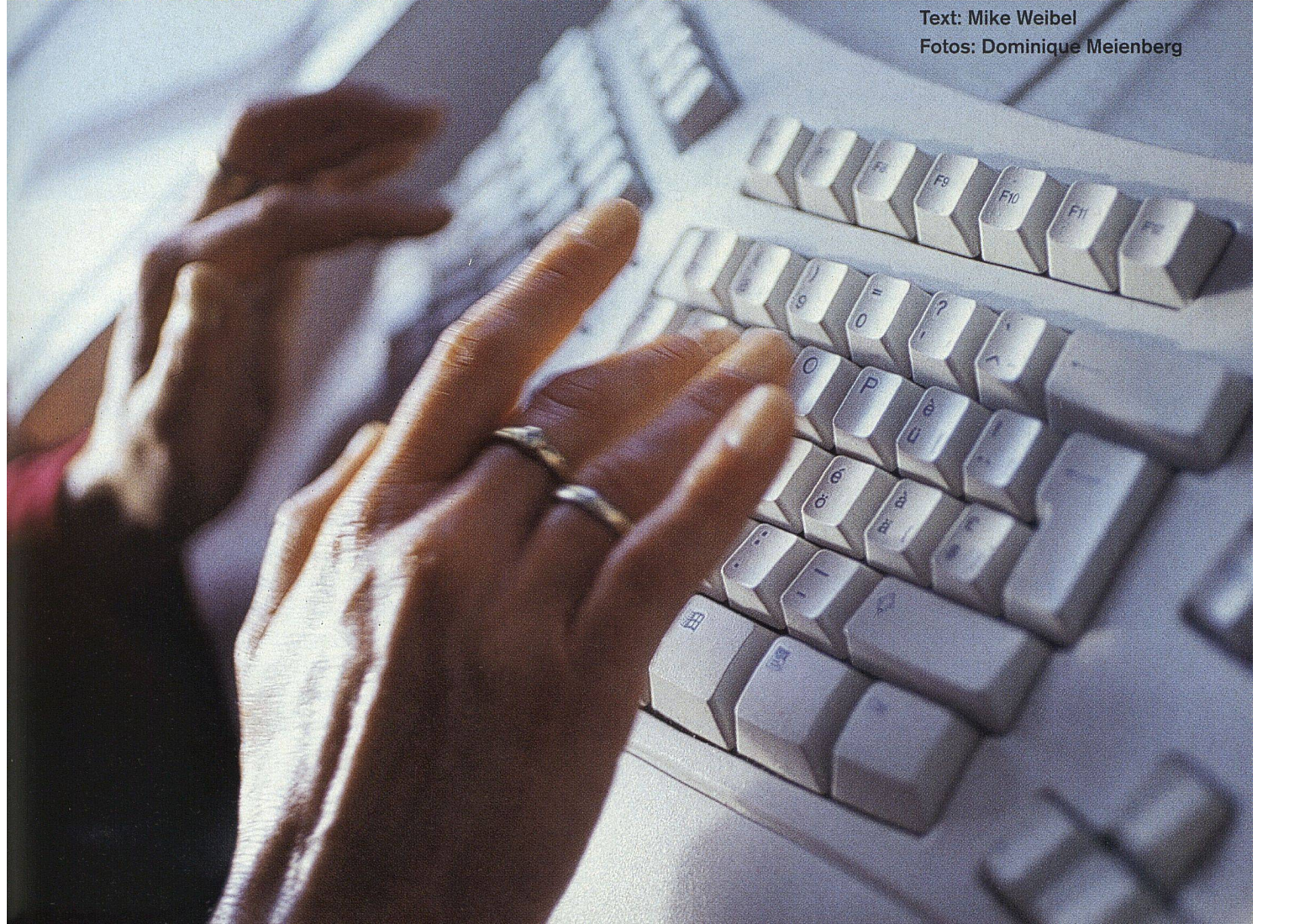


Noch immer leisten viele Menschen zuhause Erwerbsarbeit. Doch die Auftragslage ist nicht gerade rosig. Besonders das Militär hat seine Aufträge in den letzten Jahren stark reduziert. Andererseits entwickelt sich Teleworking nur langsam. Viele Arbeitnehmer/innen und Firmen begegnen den neuen Möglichkeiten mit Skepsis. Ein Werkstatt- und ein Office-Besuch.

Von Heimarbeit zu Telework

Text: Mike Weibel

Fotos: Dominique Meienberg



WAS SIE SCHON IMMER ÜBER IHRE NACHBARN WISSEN WOLLTEN.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Mir gefallen vor allem die rechtlichen
Auskünfte, die neuen Wohnideen und
Beschreibung von er. neuen Baumethoden.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Ich hatte das Abo jetzt 1 Jahr und
lese es von A-Z ist sehr informativ.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Ich finde die Zeitschrift "Wohnen"
ehr interessant mit vielen guten
Wohltips.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Die Zeitschrift "Wohnen" gefällt mir sehr gut. Die Themen
und Mitteilungen sind vielfältig und interessant.
Technische Artikel und Beschreibungen gut verständ-
lich.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Im Wohnen kann man sich über das
gesamte Genossenschaftswesen
orientieren.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

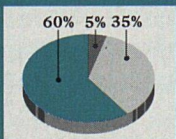
Au. beson. gefallen mir die Berichte und
Satiren aus dem Alltag, wie z.B.
in der letzten Nr. das mit der
Waschlücke !!

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Seit Jahren sammeln wir
die uns lieb gewordenen
Hefte und bedanken
uns herzlich dafür.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

SCHÖN AUFGEWACHT UND INTERESSANTE
BEITRÄGE! WEITER SO

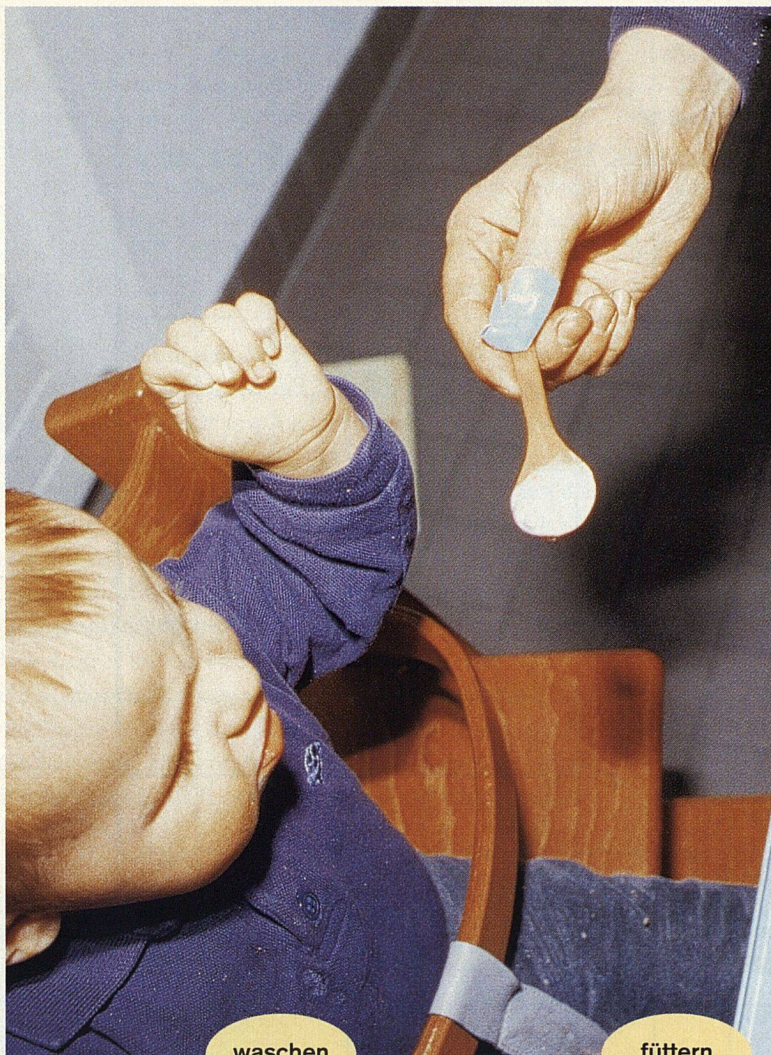


Hier steht es schwarz auf weiss: das «*wohnen*» gilt als «interessant», «vielseitig», «informativ», «unterhaltend», «leicht verständlich» und stösst auf grosse Akzeptanz bei den Lesern. Das hat die jüngste Umfrage einer grossen Zürcher Baugenossenschaft ergeben. Von allen Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftlern, die geantwortet haben, möchten mehr als **60%** das elfmal jährlich erscheinende Magazin nicht missen. **35%** interessieren sich hauptsächlich

für die drei Spezialausgaben «*wohnen EXTRA*». Und lediglich **5%** würden darauf verzichten. Darum erhalten 14'700 Haushalte heute schon ihr «*wohnen*». Und es werden immer mehr. Ihr Haushalt mitgerechnet?

Abo-Infos: 01 / 362 42 40,
Frau Daniela Gibel, E-mail: svw@svw.ch

SVW
Schweizer Verband für Wohnungswesen
Bucheggstrasse 109, 8057 Zürich
Herausgeber der Zeitschrift «*wohnen*»



waschen



füttern



rechnen

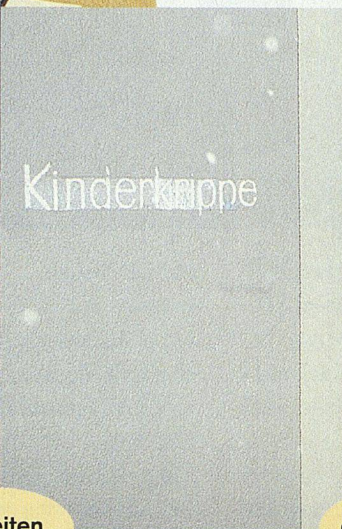




aufräumen



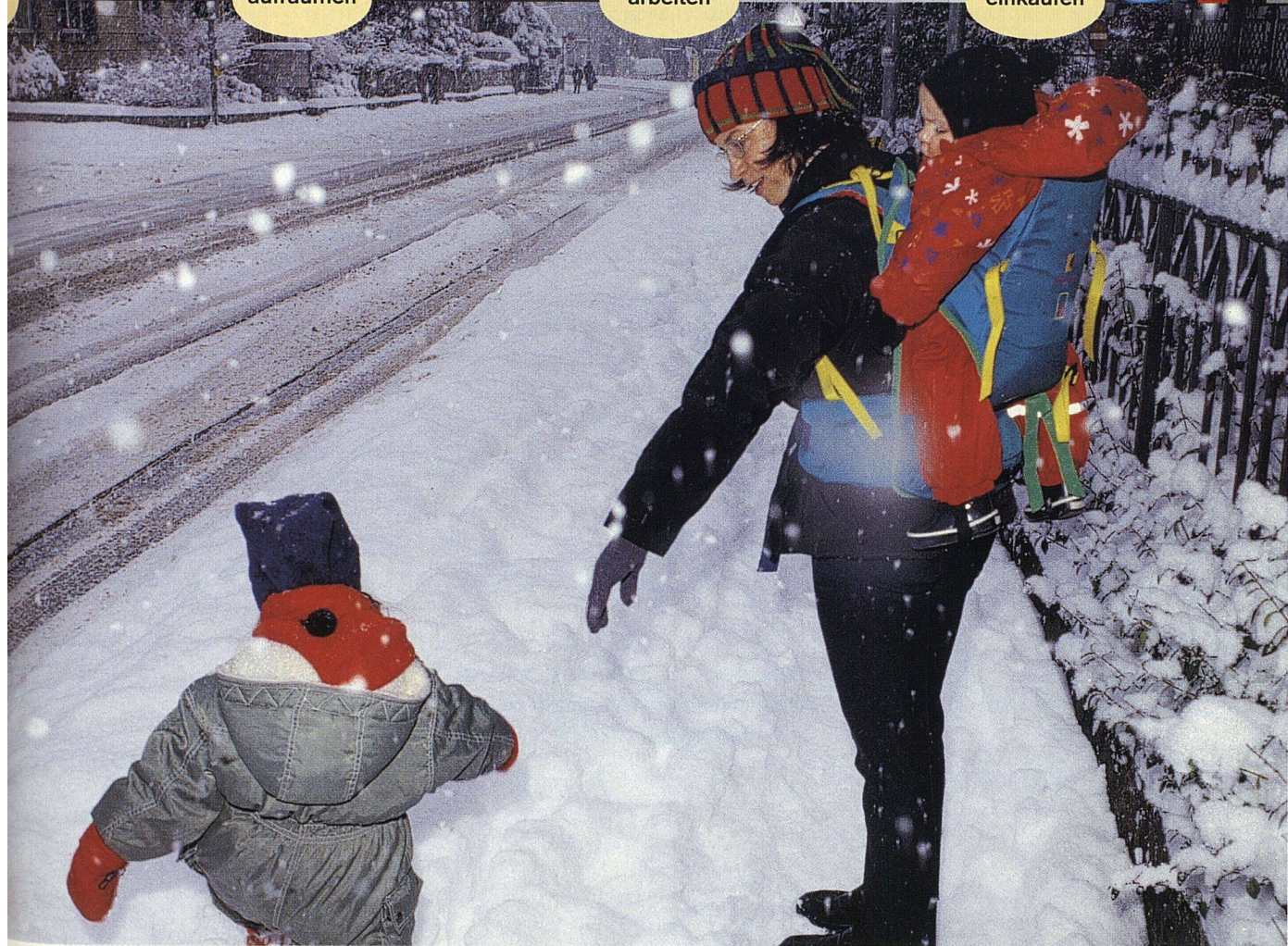
arbeiten



Kinderkrippe



einkaufen



Keine Chance für den Kalk: ZUG bringt den ersten automatischen Kalksensor der Welt.



Im gleichen Haushalt kann die Wasserhärte stark variieren. Aber der neue Kalksensor im Geschirrspüler Adora 12 SLS spürt die verschiedenen Härtegrade automatisch auf und lässt nur einheitlich entkalktes Wasser an Ihr Geschirr und an Ihre Gläser. Kalkspuren gehören somit definitiv der Vergangenheit an, und Ihr funkelnendes Geschirr wird Sie ebenso erfreuen wie der um bis zu 40% reduzierte Salzverbrauch.

Für alle weiteren Vorteile senden oder faxen Sie uns einfach den Coupon. V-ZUG AG, Postfach, 6301 Zug, Telefon 041 767 67 67, Fax 041 767 61 61, E-Mail: vzug@vzug.ch, Internet: www.vzug.ch

Name/Vorname _____

WOHNEN

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____



Führend in Küche und Waschraum.

Verkaufsdirektions- und Demonstrationsräume: V-ZUG AG, 6301 Zug, Industriest. 66, Tel. 041 767 67 67, Fax 041 767 61 61, 6500 Bellinzona, viale Portone 3, Tel. 091 825 62 32, Fax 091 825 62 32, 2502 Bâle, Zentralstr. 63, Tel. 033 322 14 11, Fax 033 322 14 11, 7000 Chur, Alexanderstr. 14, Tel. 081 252 17 67, Fax 081 252 16 68, 1066 Epalinges/Lausanne, chemin de l'Avriller 2, Tel. 021 654 27 27, Fax 021 654 27 27, 3074 Muri b. Bern, Worbstr. 48, Tel. 031 952 77 07, Fax 031 952 77 80, 4142 Münchenstein, Grabenackerstr. 8, Tel. 061 415 81 10, Fax 061 415 81 10, 9000 St. Gallen, ZUGORAMA, Baarerstr. 124, Tel. 041 767 67 65, Fax 041 767 61 65.

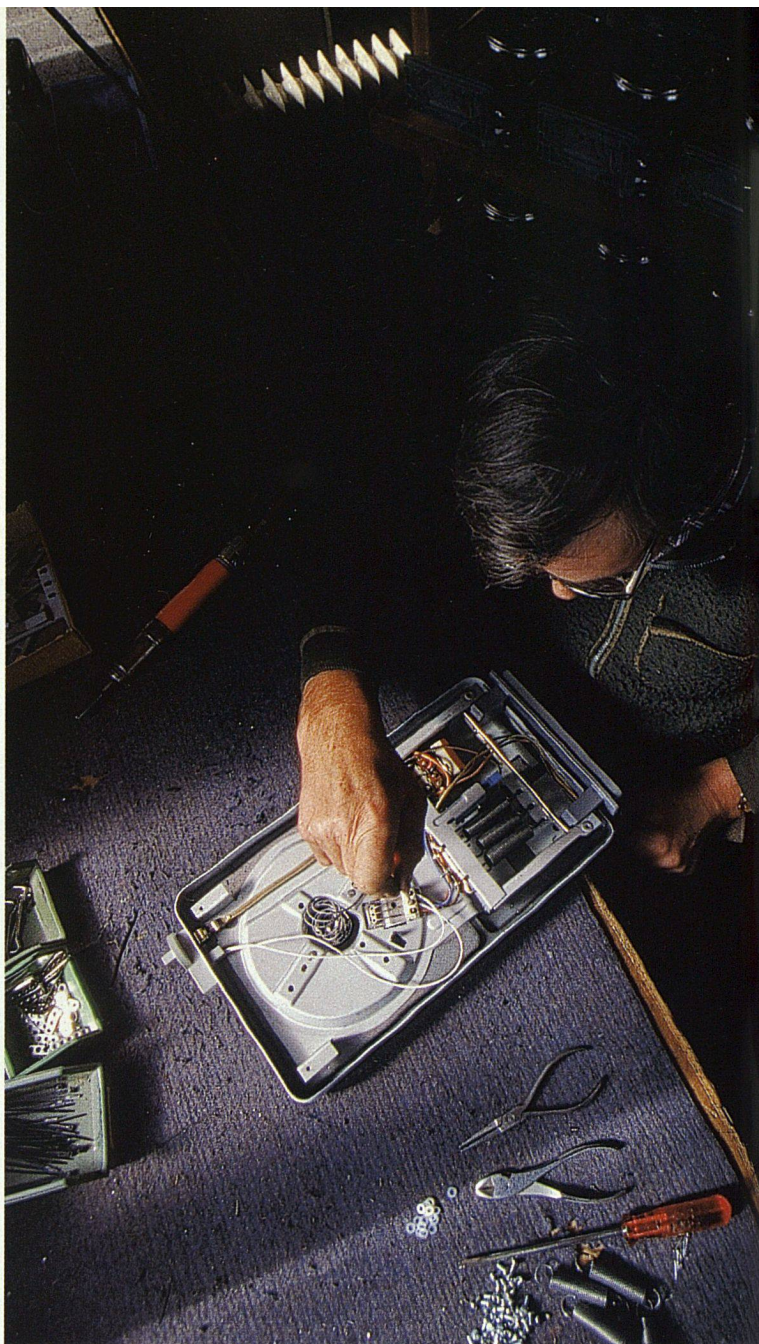
Ein klarer Wintermorgen. Schwaden von bläulichem Rauch schweben über dem Talboden. Die Sonne küsst die roten Eggen, die schmutzigen Lawinenzüge liegen im Schatten des Kammerstock. Hinter dem Dorf schwingt die Klausenstrasse in engen Kehren zum Pass hoch.

Auch das Restaurant Sonne liegt noch im Schatten. Die Wirtin lehnt sich tief aus dem Fenster. Daneben die drei Baracken, von denen Mattli gesprochen hat. Gehe den vereisten Weg hoch, öffne eine erste Tür, schiebe die zweite nach links. Radio DRS 1 und Wärme aus einem kleinen Öfeli. Fünf mal zwanzig Meter grosser Raum. Darin steht ein Mann an der Werkbank, gross, schief, kräftig und schwer. Mattli Hans, Heimarbeiter, Urnerboden.

Stundenlohn zwölf Franken

Gerade hat er die zweite Kochplatte in Arbeit. Setzt Teil um Teil zusammen, schraubt die gusseiserne Platte in die Halterung, legt die Drähte von Klemme zu Klemme, spannt die Federn, die den Drehschalter auf den Markierungen halten. Sechzig Teile gehen jedesmal durch die groben Hände, darunter winzige Unterlagscheiben. Fünfzehn Apparate wird Hans Mattli zusammengesetzt haben, wenn das Tageslicht hinter dem Klausenpass schwindet. Die Soll-Arbeitszeit beträgt 26 Minuten, macht einen Stundenlohn von etwa zwölf Franken. Wenn Mattli im Kopf rechnet, zieht er die Augenbrauen in die Höhe, so dass sie über dem Rand der dicken Brille hervorschauen. Damit sei er zufrieden, obschon man im Tal natürlich mehr verdiene. «Aber das Hin- und Herfahren verleidet einem.» Diesen Monat sind es nur sechzig Stück, der Verdienst liegt bei vierhundert Franken. «Grosse Sprünge macht man damit nicht.» Doch das Amt für Heimarbeit habe geschrieben, es gehe wieder aufwärts, sagt Mattli Hans. Sonst sind es jeweils 200 Platten im Monat, die als Einzelteile in der Baracke angeliefert und verkaufsfertig verpackt dann wieder nach Schwanden hinuntergekarrt werden.

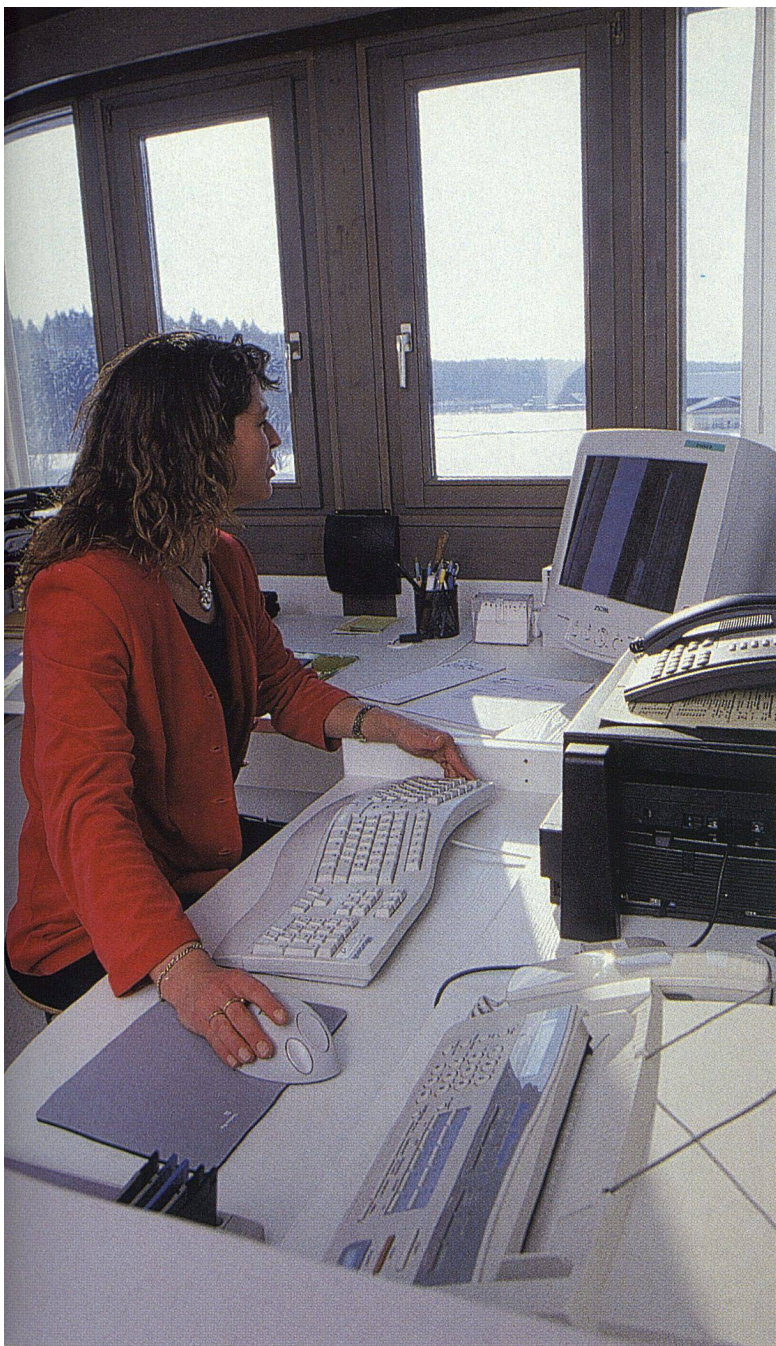
Hans Mattli ist einer von neun Männern, die heute noch im Solde des Amtes für Heimarbeit des Kantons Uri stehen.



Die Baustellen, auf denen sich früher mancher Bauer im Winter verdingte, stehen still. Das Militär hat seine textilen Aufträge dieses Jahr auf Null hinuntergefahren. Josef Gasser, technischer Leiter des Amtes, fragt sich manchmal, ob es seine Abteilung in fünf Jahren noch gibt. Die Verwaltungsreform greift Raum, stellt Traditionen in Frage. Das Amt besteht seit 1945.

«Es isch e suuberi Arbet»

Wo Mattli seit sechs Jahren allein montiert, waren früher sieben Arbeitsplätze. «Man gewöhnt sich daran, allein zu sein.» Er hat sich ausgebreitet, hat die Arbeitsgänge über die ganze Länge der Werkbank verteilt. Schöner war's trotzdem, als noch Kollegen in der Baracke waren. «Es isch e suuberi Arbet.» Seit bald dreissig Jahren steht Mattli am Tisch in der Baracke. «Wie sind sie zu dieser Anstellung gekommen?» Er



Links: Hans Mattli montiert Kochplatten in einer Werkstatt auf dem Urnerboden, seit bald drei Jahrzehnten. Fünfzehn Stück stellt er täglich fertig, bis der Auftrag abgearbeitet ist.

Rechts: Der Teleworking-Arbeitsplatz von Bigna L. Furter ist topmodern eingerichtet. Hier sitzt sie an einem Tag in der Woche – und an vielen Abendstunden.

Arbeit da ist, kann man mit einer Bestätigung aufs Arbeitsamt.» Der erste derartige Fall sei gerade unterwegs im Kanton Uri. Heute seien nur wenige der Heimarbeiter/-innen existenziell auf diesen Verdienst angewiesen, glaubt Gasser, der selber in der Berggemeinde Isenthal das Ressort Heimararbeit betreute, bevor er vor 1991 die Stelle beim Kanton antrat.

Effektenseckli für die Schweizer Armee

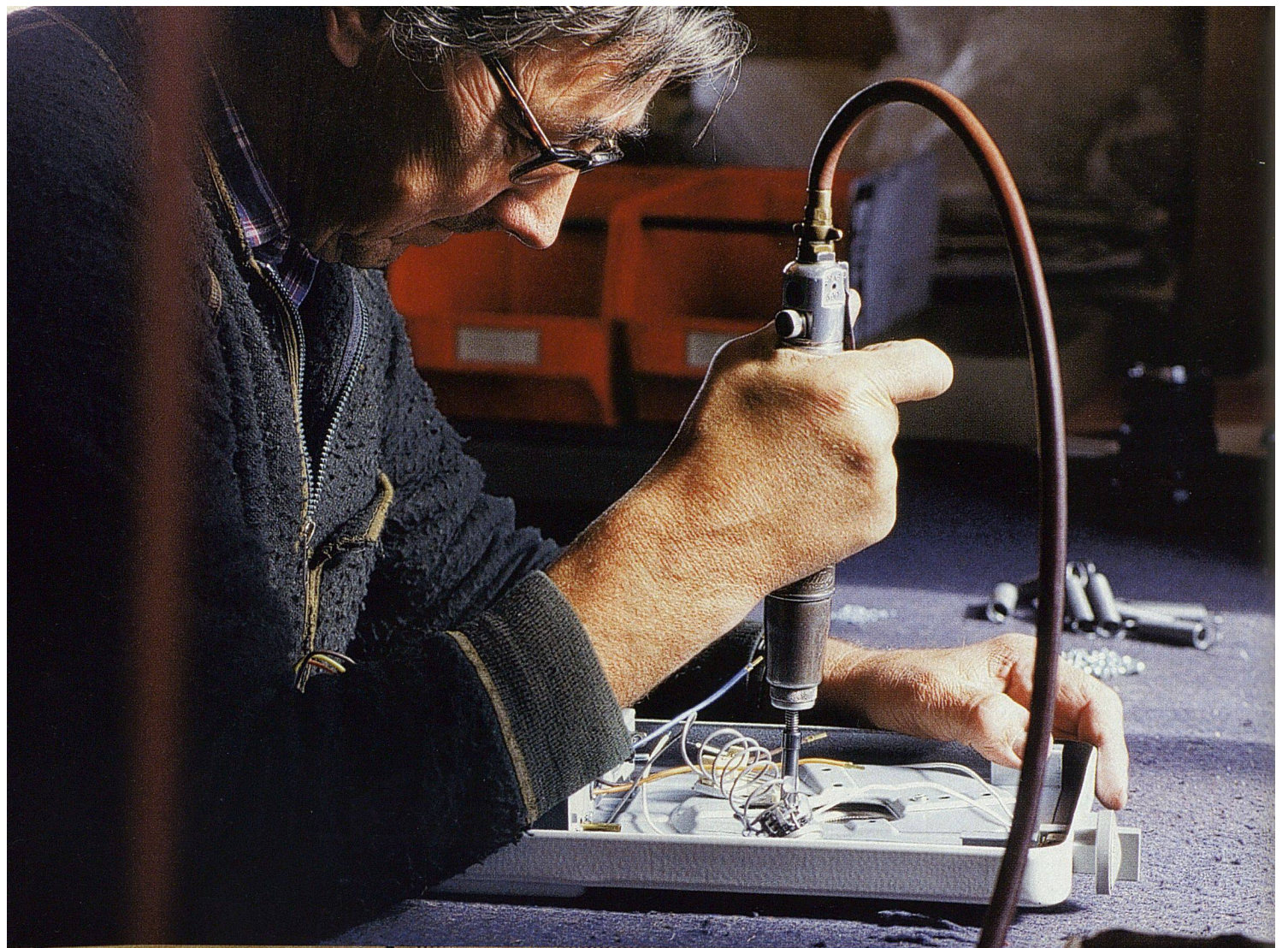
Von Mattlis Baracke sind es nur 500 Meter zu Rosmarie Gislers Heimet im Mättenwang. Das sonnigste Haus im Winter, am nächsten bei den Lawinenzügen. Wir treffen uns bei Vreni Bissig, vorne im Dorf. Die Nähgruppe im Urnerboden, das sind Gisler Rosmarie und Bissig Vreni. Während drei Monaten fällt kein Sonnenstrahl in die Küche, wo die gelblichgrüne «Bernina» steht. Eine Beige blaugraue Stoffbahnen liegt auf dem Tisch, hundert Stück, dazu gleich viele schlammfarbige Bündel. Effektenseckli fürs Militär, einer der letzten kümmerlichen Aufträge des Bundes. Rosmarie Gisler hat ihre zweitausendzweihundert Stück schon genäht und an die Gruppenleiterin weitergegeben.

runzelt die Stirn, zieht die Brauen hoch, fragt zurück, wo er anfangen solle. «Am Anfang.» Drei Sätze von Mattli: Ende der sechziger Jahre kam ein junger Kaplan ins Dorf, gründete eine Feuerwehr. Seither ist Mattli bei der Feuerwehr. Dort entstand die Idee mit der Heimararbeit und den Baracken. «Was tun Sie, wenn keine Aufträge mehr kommen?» Schweigen. Auswandern. «Wohin?» Dahin, wo es Arbeit gibt.

Wer Heimararbeit mache, müsse mit Schwankungen rechnen, sagt Josef Gasser. Ausfälle von zwei bis drei Monaten waren früher die Regel. Ein unbefristeter Arbeitsvertrag gemäss Heimarbeitsgesetz schützt die Arbeitnehmenden nicht vor derartigen Schwankungen. «In letzter Zeit wird jedoch der Anspruch auf Arbeitslosenhilfe häufiger gestellt», sagt Gasser. «Deshalb schliessen wir nun befristete Arbeitsverträge ab. Wenn diese auslaufen und keine neue

Hochzeitsgeschenk mit dem Nähgeld

Früher, als die Kinder noch klein waren und das Einkommen des Mannes unregelmässig, brauchten sie den Verdienst aus der Heimararbeit, erzählt Rosmarie Gisler. Heute, wo der Mann Strassenmeister ist, sei es mehr eine Beschäftigung, sie nähe gerne und möchte die Arbeit im Winter nicht missen, wenn das Dorf von seinem Urner Stammland abgeschnitten und überhaupt wenig Betrieb ist. Ihre flinken Finger zeigen, wie sie den Bündel ansteckt mit einer Gufe, «immer mindestens hundert Stück aufs Mal». Dann kommt das Tuch unter die Nadel, wird umgestülpt und nochmals genäht. Einen Franken zwanzig zahlt der Bund für ein Seckli, «de Bund het immer rächt zahlt», sagt Rosmarie Gisler, und Frau Bissig nickt. «Man leistet sich eher etwas, wenn man eigenes Geld hat», sagt Frau Gisler. Sie habe sich einmal ein Paar Tourenskischuhe gekauft damit. Frau Bissig hat mit ihrem Nähgeld das Hochzeitsgeschenk



Oben: Früher teilte sich Hans Mattli die Werkstatt mit sechs Kollegen, heute leistet ihm nur das Radio Gesellschaft bei der kniffligen Arbeit.

Unten: Swiss Re-Mitarbeiterin Bigna L. Furter leistet etwa zwei Drittel ihres 100-Prozent-Pensums im Betrieb. Den persönlichen Kontakt mit den Kolleg/innen möchte sie nicht missen.

Von Heimarbeit zu Telework

fürs Göttikind gemacht: einen Strauss mit blauen Noten drin. Auch Vreni Bissig schätzt die Arbeit am Küchentisch.

Als die Kinder noch zuhause wohnten, ratterte die Maschine meist am Abend. Heute darf sie nicht mehr spät nähen, das stört den Mann im Schlaf, so gehörig sei das Haus. «Ich arbeite nie mehr als eine Stunde am Stück, dann muss ich etwas anderes machen», sagt Frau Bissig, die Heimarbeit macht, seit sie verheiratet ist. «Als Ledige habe ich eine Zeitlang in der Munitionsfabrik gearbeitet, uh, das hat mir dann gar nicht gefallen.»

Die Teleworkerin begleitet ein Virtual Office-Team

Der Begriff Heimarbeit wirkt in Bigna L. Furters Wortschatz so fremd, wie es ein Computer in Hans Mattlis Werkstatt wäre. Tätig ist sie im Human Resource Shared Service, Bereich Conditions, bei Swiss Re; Partner-Trainings hat sie eben erst mitbetreut, gerade begleitet sie ein Virtual Office-Team... Teleworking im Home office wäre eigentlich der Ausdruck.

Wenn die junge Kaderfrau an ihrem Pult sitzt und die Augen vom Bildschirm mit der langen Mailliste löst, schweift der Blick von den bewaldeten Ausläufern der Albiskette über einen stattlichen Bauernhof hinaus ins Rappschthal, das sich zum Zugerland hin öffnet. Die Sonne würde zu einem Spaziergang einladen; oder mit dem Laptop in den Garten sitzen? Oder einkaufen im Dorf? «An meinem offiziellen Heimarbeitsstag nehme ich mir die Freiheit, den Tag frei einzuteilen» sagt Bigna L. Furter. «Ich will zwar innert 24 Stunden erreichbar sein, aber nicht immer physisch.» Dafür sorgen eine Anzahl Maschinen, die im Büro neben dem Kinderzimmer eingerichtet sind: Workstation, Laptop mit Dock-in Station, Switchbox, Fax, Kopierer, Drucker, Digitaltelefon. Die Technik stellt der Arbeitgeber zur Verfügung – die Miete mit den Nebenkosten dagegen bezahlt die Mitarbeiterin. «Mein Arbeitgeber ist ja nicht dafür verantwortlich, dass ich ein Kind habe und deshalb ein volles Pensum im Betrieb gar nicht leisten kann.»

Heimarbeit muss unternehmerisch sinnvoll sein

Die Rahmenbedingungen für derartige Teleworking-Arbeitsplätze hat Swiss Re (früher Schweizer Rück) in einem Merkblatt geregelt. Ein Heimarbeitsplatz muss «unternehmerisch sinnvoll sein und bei dem/der Vorgesetzten beantragt werden», steht darin. «Als leistungs- und zielorientierte Mitarbeiterin möchte ich effizient und effektiv arbeiten können. Kreativität stellt sich nicht auf

Befehl an einem störungsreichen Arbeitsplatz ein», hat Personalfachfrau Furter ihren Antrag begründet. Ausserdem sei sie ein Nachtmensch und habe ihre besten Zeiten am Abend, sagt sie beim Kaffee in der Küche des Reihenhauses. Auf einem Zettel an der Wand sind die ersten Notizen ihrer Tochter zu lesen. Wenn Jenny zugegen ist, sitzt Furter kaum je am Schreibtisch. Erst wenn die Siebenjährige im Bett oder tagsüber in der Krippe ist, geht ihre Mutter hinter die zahlreichen Aufgaben, die sie zu erledigen hat. «Ein Kind in diesem Alter will einem doch hin und wieder etwas zeigen, oder es braucht Hilfe, und weil ich darauf eher abweisend reagieren würde, habe ich mich bis jetzt anders organisiert», sagt die alleinerziehende Mutter.

Trotzdem denkt sie, dass es für Frauen aufgrund ihrer vielfältigen Rollen naheliegender ist als für Männer, zuhause zu arbeiten. Als ihr Kind noch ein Baby und die Familie zu dritt war, plante sie, eine Zeitlang ausschliesslich zuhause zu wirken. Sie hatte eben das Diplom als Übersetzerin erworben. «Heute kann ich mir schlecht vorstellen, die ganze Arbeitszeit im Betrieb oder im Home office zu verbringen», sagt die Teleworkerin. Etwa 40 Prozent leistet sie extern, 70 Prozent intern. «Ich würde auch einen Heimarbeitsplatz wollen, wenn ich kein Kind hätte», sagt sie mit weichem Ostschweizer Akzent.

In den USA 18 Prozent, in der Schweiz ein Promille Teleworking

Für Alex Schmid ist Bigna Furter eine typische Teleworkerin. Der junge Internet-Fachmann will einen Schweizer Verband für Telearbeit, eine Swiss Teleworkers Association, lancieren. Im Gegensatz zur traditionellen Heimarbeit sei Telework eher hochqualifizierten Fachleuten vorbehalten, meint Schmid, der selber Teilhaber eines kleinen virtuellen Unternehmens ist. Bei grösseren Firmen werde sich vor allem die alternierende Heimarbeit durchsetzen. Mit dem Verband will Alex Schmid eine Informationsdrehscheibe für Arbeitnehmende und Unternehmen schaffen. «Die Gewerkschaften haben bisher wenig Interesse an unserem Projekt gezeigt», sagt Schmid, und auch der Verband für Heimarbeit sei noch sehr stark den traditionellen Strukturen verhaftet. Deswegen muss Schmid sich eher im Ausland orientieren: In Deutschland wirkt bereits eine ähnliche Organisation. In den USA, wo die Distanzen grösser sind, rechnen Experten damit, dass im Jahr 2000 etwa 18 Prozent der dortigen Arbeitskräfte irgendeiner Form von Telework nachgehen werden. Das sind fast 25 Millionen Menschen.



Oben: Vreni Bissig und Rosmarie Gisler haben wieder einige hundert Effektenseckli für die Schweizer Armee genäht. Die Aufträge erledigen sie nur im Winter.

Unten: Bigna L. Furter pendelt zwischen ihrem Wohnsitz in der ländlichen Agglomeration und dem Arbeitsort in der Zürcher City.



Obschon das Unternehmen mit isoliertem Teleworking mehr sparen könnte, empfiehlt es, die Heimarbeit auf maximal 60 Prozent zu beschränken. Im Team von Furter haben drei von vier ein Home office, auch ihr Vorgesetzter im Rang eines Direktors. Sie hat sich bewusst ein Umfeld gesucht, wo sie sich nicht dauernd legitimieren muss. «Natürlich müssen wir uns im Team besser organisieren, um uns zu sehen. Aber auf der sachlichen Ebene kann man heute vieles virtuell lösen.»

Persönlicher Arbeitsplatz verschwindet

Ihr derzeitiger Arbeitsplatz im Betrieb ist nur sechs Quadratmeter gross – üblich sind heute etwa elf. Für persönliche Effekten bleibt da kaum Platz. Bigna Furter kann sich gut vorstellen, im Betrieb keinen eigenen Arbeitsplatz mehr zu haben, «mit Desk sharing müsste man sich noch ein bisschen besser organisieren». Doch für traditionelle Mitarbeiter/innen – auch bei Swiss Re – könnte ein Teil der Identität zusammenbrechen, wenn der persönliche Arbeitsplatz wegfällt. Pro Arbeitsplatz und Jahr rechnet die 2800 Mitarbeiter/innen zählende Versicherungsgesellschaft mit Kosten von 35 000 Franken für Raum und Support. Die wiederkehrenden Kosten für einen Heimarbeitsplatz betragen nur etwa 6000 Franken.

Ab 1. Mai 1999, dem 109. Tag der Arbeit, wird bei Swiss Re ein neues Arbeitsmodell gelebt: Virtual office heisst es, und Bigna L.

In der Schweiz ist es bloss ein Promille der Erwerbstätigen. Auch bei Swiss Re verbreitet sich Telework zögerlich. Bei vielen Mitarbeiter/innen gebe es Ängste, sagt Furter: «Was denken die Kollegen, wenn ich nicht im Büro erscheine? Was die Nachbarn, wenn sie mich tagsüber sehen?» Auch «negative Einflüsse auf das Familienleben» seien nicht auszuschliessen, heisst es in einem Arbeitspapier der Swiss Re. Und die Vorgesetzten müssen ihre Führungsinstrumente anpassen. «Es braucht eine starke Zielorientierung», meint Furter, «bei mir hat die Woche sieben Tage: Die verschiedenen Verantwortlichkeiten für Beruf, Kind, Haushalt und mich selber verwischen sich.»

Furter betreut das Pilotteam. In einem Grossraum sind 40 – bisher konventionelle – Arbeitsplätze zusammengelegt, mit flexiblem Büromobiliar, Klappptischen für Besprechungen, Cockpits für ungestörtes Arbeiten, Cafeteria-Zonen für Business talk. Und dem ausdrücklichen Angebot, einen Heimarbeitsplatz einzurichten. «Wer sich nicht von gewissen Privilegien, zum Beispiel dem Einzelbüro, trennen kann, wird in zehn Jahren ein Problem haben, weil es immer weniger derartige Stellen gibt», sagt Bigna L. Furter, Human Resource Shared Services. «Viel besser scheint es mir, schon heute mit Alternativen zu experimentieren.»

[eXtra]

Teleworking im Homeoffice von Stefan Baldauf



Hausen und schuften in den «tenements»



Zimmer in einem «tenement»,
um 1910, New Yorker East Side.

In engen Mietskasernen hausten und schufteten vor gut hundert Jahren die Migrant/innen aus Europa, wenn sie im Gelobten Land angekommen waren. Von gemütlicher Heimarbeit waren die damaligen Zustände Lichtjahre entfernt.

Text: Marc Valance
Fotos: Jakob A. Riis

Die Iren flohen vor dem Hunger, die Deutschen vor der Industrialisierung und der politischen Reaktion, die Italiener vor chronischer Armut, die Juden vor bürgerlicher Ausgrenzung und blutigen Pogromen. Von 1820 bis 1920 wanderten fünfzig Millionen Menschen in die USA ein, die meisten durch den Hafen von New York. Und hier strandete eine grosse Zahl von ihnen. Den einen fehlten die Mittel zur Weiterreise, den anderen die kulturellen und handwerklichen Voraussetzungen für ein Leben als Pioniere und Kleinstädter. Zwischen 1790 und 1844 schnellte die Einwohnerzahl New Yorks von 33 000 auf 400 000. Sechzig Prozent der Stadtbewohner waren 1844 im Ausland geboren. 1860 hatte die Einwohnerzahl 800 000 überschritten, 1930, neun Jahre nach dem Ende der unbegrenzten Einwanderung, war sie bei sieben Millionen angelangt.

Die «Hunger-Iren», die in den vierziger Jahren in die Stadt strömten, wohnten in Schuppen, Hinterhäusern, Kellern, Erdlöchern der East Side. Im selben Jahrzehnt begannen geschäftstüchtige Grundbesitzer und Spekulanten, die lottrigen Unterkünfte niederzureissen und «tenements», Mietskasernen, zu errichten. Das Heer der Neuankömmlinge, das sich in die ehemaligen Gärten der holländischen Siedler ergoss, sollte Gewinn abwerfen – als ein Heer von Mietern.

Schlafkammer mit fünf Quadratmetern

Bis 1869 waren «tenements» nichts als leere Raumstrukturen: Wände, Böden, Treppen, Dach. Keine Wasserleitung führte ins Gebäude, es besass weder sanitäre Anlagen noch eine Heizung. Für Wärme sorgte der Kohlenherd in der

New York



«Knee-pants» zu 45 cents das Dutzend – «sweater shop» an der Ludlow Street.

Küche, als Abort dienten outhouses (Plumpsklos) im Hinterhof. Vier bis sechs Stockwerke hoch waren die Mietskasernen, alles schleppten die Bewohner und Bewohnerinnen zu den Wohnungen hoch: Kohle, Wasser, Kinder, Einkäufe, Materialien für die Heimarbeit.

Je vier Wohnungen zu drei Räumen bildeten ein Stockwerk, zwei Fenster gingen auf die Strasse oder den Hinterhof hinaus und spendeten dem 13 Quadratmeter messenden Wohnraum Licht. Die Schlafkammern massen je fünf Quadratmeter, die hintere lag völlig im Finstern. 1855 lebte eine halbe Million Menschen in «tenements», die New Yorker East Side war zum am dichtesten besiedelten Stadtgebiet der Welt geworden, China eingeschlossen. Grippe- und Choleraepidemien wüteten in den Mietskasernen, in den finsternen, unbelüfteten inneren Kammern der Wohnungen starben Kinder an Sauerstoffmangel. Die Miete verschlang ein Viertel eines Familieneinkommens, nach der Wirtschaftskrise von 1857, als die Löhne sanken, die Hälfte. Ohne Untermieter waren die russigen Löcher nicht mehr zu bezahlen, und da es für unbemittelte Neuankömmlinge keine anderen Unterkunftsmöglichkeiten gab, drängten sich in Räumen von neun Quadratmetern bald bis zu zwanzig Personen, Männer, Frauen, Kinder, die in Schichten schliefen und assen.

Die Schraube der Ausbeutung

1867 gründete die Stadt ein Gesundheitsamt. Es liess als erste Amtshandlung über 46 000 Fensterlöcher in die Wände der inneren Kammern schneiden und verordnete für Neubauten Licht- und Luftschächte. Doch bis zum New

Deal, als die neu gegründete Baubehörde Tausende von «tenements» niederreißen und Kellerwohnungen schliessen liess, dauerten die traurigen Zustände in der Lower East Side und in der West Side fort.

Die Neue Welt empfing arme Auswanderer mit unverbrämter, skrupelloser Ausbeutung. In den schlimmsten Slums lag die Miete noch 25 bis 30 Prozent höher als in den weiter nördlich gelegenen besseren Vierteln. Viele Mietskasernen gingen in die Hand der «Hunger-Iren» und deren Erben über, die es mit Whiskey-Spelunken zu Geld brachten. Sie waren um so erbarmungslosere «landlords», als sie die ausbeuterische Gier am eigenen Leib erfahren hatten. In der Umgebung der Ludlow Street begannen sich in den achtziger Jahren osteuropäische Juden anzusiedeln, die in der jüdisch dominierten Textilindustrie ein Auskommen suchten. Fabrikjobs waren rar. Die Textilunternehmer sahen in dem riesigen Angebot an Arbeitskraft sofort ihren Vorteil und vergaben Näharbeiten als Heimarbeit – Geburtsstunde des «sweatshops». In den engen, dunklen Wohnungen schufteten ganze Familien im Stücklohn. Und weil die Unternehmer ihren Auftrag an die billigsten Anbieter von Arbeitsleistung vergaben, unterboten die Familienväter einander mit Preisen, die sie an den Rand des Hungers brachten. Jeder Cent, den eine Familie sich am Mund absparen konnte, legte sie beiseite. Wer Geld für die Miete von einer oder zwei Nähmaschinen zusammengekratzt hatte, wer auch nur ein paar englische Worte sprach und deshalb verhandeln konnte, machte sich zum «sweater»: Er holte bei den Unternehmern Arbeit herein und heuerte die Arbeitskräfte an, die er brauchte, um sie auszuführen. Und



Ein zwölf Jahre alter Junge (er gab unter Eid an, er sei sechzehn Jahre alt) arbeitet in einem «sweater shop», um 1889.



Mieter auf engstem Raum in einem «tenement» an der Bayard Street – «fünf Cents der Platz».

drehte die Schraube der Ausbeutung damit eine Umdrehung weiter. Denn vom Stücklohn, der kaum das Überleben sicherte, zog er der Näherin, dem Knopflochmacher, der Büglerin einige Cents als Provision ab. Zwölf, fünfzehn, siebzehn Stunden arbeiteten die Frauen und Männer in den stickigen, dunklen «sweatshops». Hier, wo die Fabrikgesetze nicht hinreichten, arbeiteten die Kinder, wie der Fotograf und Schriftsteller Jacob Riis 1890 berichtete, «von dem Tag an, an dem sie fähig sind, einen Faden abzuspulen».

Privatheit gab es nicht

Schlimmer als die Lebensbedingungen der Näher und Näherinnen von «Jewtown» war allerdings noch das Los der böhmischen Zigarrenmacher: Die Häuser, in denen sie schufteten, gehörten den Fabrikanten. «Der Fabrikant», schreibt Riis, «der drei oder vier oder auch ein Dutzend Mietskasernen besitzt, verlangt von diesen Menschen himmelschreiende Mieten. Er gibt ihnen wöchentlich Tabak aus und widmet den Rest seiner Energie der Aufgabe, die Löhne so nahe wie möglich auf jenen Punkt hinunterzudrücken, an dem der Mieter in Verzweiflung verfällt oder rebelliert.» Anders als die Näher von «Jewtown» lähmten die Zigarrenmacher sich zwar nicht selbst durch gegenseitige Konkurrenz – Rebellion, Streik, war immerhin möglich. Doch hier liessen die Gewerkschaften sie im Stich. Denn Zigarrenmachen war böhmisches Frauenhandwerk, die Männer betrieben es, mangels «besserer» Arbeit, als «Gehilfen» ihrer Frauen. Und die Gewerkschaften weigerten sich, Frauen als Mitglieder aufzunehmen.

Die Wohnung war in der East Side New Yorks nicht das «Heim», das Privatheit, nicht die «Burg», die Schutz zu bieten hatte. Privatheit gab es keine. Kinder schliefen auf Bergen von Rohmaterial, Frauen und Männer auf dem Fussboden, auf Tischen. Schutz bot das russgeschwärtzte, stickige Loch nicht, es war im Gegenteil der Ort der Ausbeutung und Erniedrigung. Es trieb die Menschen zur Flucht. Viele investierten ihr Ersparnis nicht in Nähmaschinen, sondern in Handkarren und verlegten ihr Gewerbe auf die Strasse. 1910 verstopften 25 000 fliegende Händler mit ihren «carts» die Lower East Side. Die Enge der «tenements» hatte von der Strasse Besitz ergriffen, das Chaos der Armut überschwemmte den öffentlichen Raum. Doch das war nur ein erster Schritt. Zur gleichen Zeit begannen die Menschen abzuwandern. Vielen war es gelungen, aus dem Teufelskreis von gegenseitiger Ausbeutung und Abhängigkeit auszubrechen. Sie hatten ihr Ersparnis weder in Maschinen noch in Handkarren investiert, sondern in die eigene Ausbildung oder in die Ausbildung der Kinder. Wer Englisch sprach, hatte eine Chance, den Sprung in die Fabriken und Kontors von Midtown, Harlem und Brooklyn zu schaffen. [eXtra]

Bildnachweis: Jacob A. Riis: How the other half lives, Dover Publications Inc., New York (erstmalig 1890 publiziert)

Fotos: Jacob A. Riis collection und Museum of the City of New York

Lohnt das Wohnen die Arbeit?

Wieviel Lohnarbeit setzt der Mensch für den Mietzins ein? Lieber wenig arbeiten und billig wohnen? Oder sich mit Überstunden eine schöne Wohnung erarbeiten und dann weniger in die Ferien fahren? Glückliche, wer überhaupt wählen kann!



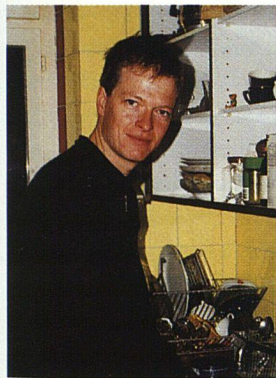
Marlies Laager wohnt mit ihrem Mann und den drei Kindern in einer renovierten 5-Zimmer-Wohnung der Genossenschaft Wohnsinn in Horgen.

«Bis vor einem Jahr haben wir in einer kleinen 3-Zimmer-Wohnung einer anderen Genossenschaft

gewohnt. Damals konnten wir gerade vom Erwerbseinkommen leben, der Mietzins von 735 Franken machte 15 Prozent davon aus. Uns war schon immer die Qualität des Umfeldes wichtiger als die Wohnung selber, und wir bevorzugten eine sinnvolle, womöglich schlecht bezahlte Arbeit gegenüber einer anderen.

Unsere neue Wohnung können wir uns nur dank einer Erbschaft leisten; mit den Zinsen decken wir die Budgetlücke beim Mietzins, denn der liegt nun bei 2000 Franken. Ich suche zwar – nach acht Jahren Kinderpause – gerade eine Teilzeitstelle, aber ich möchte nicht wegen der Wohnkosten arbeiten müssen.

Früher, als Studentin, habe ich immer in WGs gelebt. Das war zwar billig, aber das Verhältnis zu den Vermietern war immer sehr schwierig.»



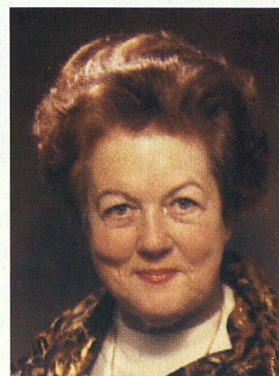
Samuel Iseli wohnt in einer 3-Zimmer-Wohnung im Zürcher Stadtkreis 4 in einer WG.

«Im Moment habe ich eigentlich nicht viel Zeit fürs Wohnen», sagt Samuel Iseli. Weit mehr Zeit verbringt er ausser Hause bei der Arbeit oder in der verfügbaren Freizeit. Trotzdem hat er ganz bestimmte Ansprüche: «Ich möchte zum Beispiel nicht alleine wohnen und

die Umgebung ist mir sehr wichtig.» Deshalb wohnt er bevorzugt im Rahmen einer Wohngemeinschaft und am liebsten mitten in der Szene. Aus der letzten Wohnung musste er eben erst ausziehen, weil der Hausbesitzer die Rendite «optimierte» und im ganzen Haus ein Puff eingerichtet hat. Für die Wohnungsmiete bezahlt Samuel Iseli heute etwa 15 bis 20 Prozent seines Einkommens. Der Anteil war auch schon höher. «Aber damals habe ich weniger verdient», ergänzt er. Mehr arbeiten für das Wohnen möchte er gegenwärtig jedenfalls nicht. Komfort und Prestige sind ihm weniger wichtig als ein gemütliches Ambiente.

Erika Knutti wohnt in einer 1-Zimmer-Wohnung der Genossenschaft Gewobag in Zürich.

«Die günstigste Wohnung war immer die beste», sagt die 67-jährige. Zusammen mit Mann und sieben Kindern lebte sie in den 60er Jahren in einer 4-Zimmer-Wohnung. Um Miete und übrige Lebenskosten berappen zu können, reichte das Einkommen ihres Mannes als Hilfsarbeiter nicht. Deshalb arbeitete Erika Knutti abends im Service. Später, als die Kinder ausgeflogen waren, zog sie in eine Dreizimmerwohnung. Bei der Auswahl hatte der Mietzins eine wichtige Rolle gespielt: Frau Knutti war mittlerweile teilinvalid und konnte nicht mehr arbeiten. Bis 1991 lebte sie «in der wunderschönen Wohnung», für die sie lediglich 290 Franken monatlich bezahlte. Dann wurde die Liegenschaft in ein Geschäftshaus umgewandelt, und Frau Knutti musste ausziehen. Heute lebt sie in einer 1-Zimmer-Wohnung der Gewobag. Ganz glücklich über ihre jetzige Situation ist sie nicht: «Es ist so eng, dass ich mich kaum kehren kann.»



Barbara Lepri wohnt mit ihrem Mann und den drei Kindern in einer neuen 5-Zimmer-Wohnung der Genossenschaft Wohnsinn in Horgen.

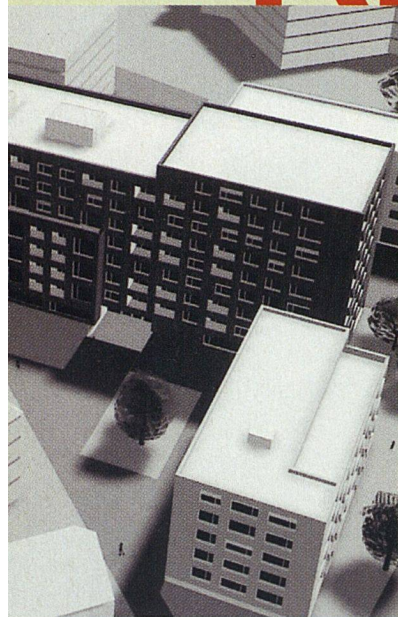
«Wir geben ein Drittel unseres Familieneinkommens für die Miete aus. Das ist zwar viel, aber die grosszügige Wohnung ist es uns wert. Ich arbeite dafür auch etwas mehr ausser Haus. Das tue ich aber nicht nur wegen des Geldes, sondern auch weil ich es gerne mache. Die Grenze ziehe ich bei etwa 50 Prozent – dann würde die Familie darunter leiden. Wir verzichten vielleicht einmal auf einen Ausflug oder auf besondere Anschaffungen. In die Ferien fahren wir sowieso nur selten; die Kinder gehen gerne ins Lager mit

Gleichaltrigen. Dafür haben wir hier eine Aussicht wie in den Ferien!

Unsere alte Wohnung war 500 Franken billiger, aber auch viel kleiner. Natürlich merke ich die Fläche beim Putzen, beim Ordnung halten. Aber die Grösse bringt so viele Vorteile fürs Wohlbefinden der ganzen Familie, dass ich das gerne in Kauf nehme.» [eXtra]



KraftWerk 1



Seit der Geburt der Produktionslogik in der Jungsteinzeit beschäftigt sich der menschliche Geist mit der Vision eines ganzheitlichen Daseins. Spirit of KraftWerk 1 heisst denn auch eine Kommission der gleichnamigen Zürcher Genossenschaft, die ein grossangelegtes sozial-utopisches Experiment aus dem Boden einer Industriebrache stampfen will: Wohnraum für 300 Menschen, Arbeitsfläche für deren 150. Die Wohnungen lassen sich zu Suiten verbinden, die Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum wird durchlässiger, Wohnen, Arbeit und Freizeit können näher zusammenrücken. Ende Mai wollen die ersten KraftWerker/innen den Spaten in die Erde senken, im Juni 2001 ziehen die letzten ein. Eine Ideen- und Projektgeschichte, montiert von Mike Weibel.

Was wird möglich, wenn 700 Leute zusammen arbeiten und wohnen? Wir sehen ein solches Projekt als Chance, nachhaltige Lebensweisen praktisch zu erproben. Wir gestalten ein neues Stadt-Quartier, in dem wir Haushalten, Zusammenleben und Arbeiten neu verbinden. Wir sind genug Leute, um zwischen Haus- und Erwerbsarbeit neue Formen gemeinschaftlicher Arbeit einzuführen. (Gruppe KraftWerk 1, 1995)

Jede Utopie als Gedanke ist eine indirekte Kritik an der Wirklichkeit. Nur wenn es eine Verbindung des Denkens mit der Praxis gibt, wird das utopische Denken wieder gefährlich. Es ist auch Gedankenspiel, Kunst, Konstruktion, Erfinden des Neuen, Denken des bisher Ungedachten, Traum und Vision.

Subversion allein fällt jedoch immer wieder in sich zusammen, wenn nicht zugleich die neuen Lebensformen praktisch entwickelt werden. Der Raum, den die Subversion schafft, muss von unseren Konstruktionen sofort besetzt werden. Zerstörung und Kreativität müssen im selben Prozess vereinigt werden, den wir Substruktion nennen können. (P.M.: bolo'bolo, 1986)

Dissidente Praxis hat es aber zu allen Zeiten gegeben. Wir können nicht darauf warten, bis die Mehrheit

zustimmt, sondern wir ziehen es vor, heute schon anders zu leben, weil dies schliesslich unser einziges Leben ist.

Ein bolo besteht aus seinen Wohn- und Werkstattgebäuden (sibi) und aus einem landwirtschaftlichen Grundstück (kodu), die zusammen seine Selbstversorgung garantieren. Das bolo ist weitgehend selbständig, was die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs, vor allem mit Lebensmitteln, betrifft. Es kann auch seine Gebäude und Maschinen selber unterhalten und reparieren. Damit es die Gastfreundschaft (sila) gewährleisten kann, muss es imstande sein, zusätzlich 30 bis 50 Gäste mitzuversorgen. (P. M.: bolo'bolo, 1986)

Die auf dem Prinzip des earning a living (Lohnarbeit + Marktwirtschaft) beruhende Lebensweise war seit jeher extrem pannenanfällig. Verschiedene Lebensbereiche mit Gewalt auseinanderzureissen und sie nachher wieder über den Markt zusammenbringen zu wollen, ist grundsätzlich verschwenderisch, riskant und unrationell. (KraftWerk 1-Buch, 1993)

Das Problem des Kapitalismus ist die notwendige Konzession an ein Ethos, ohne das er nicht überleben kann, obwohl er eigentlich jenseits des Ethischen steht.

Wenn die Wirtschaft nichts mehr mit uns anfangen kann, müssen wir uns anderweitig umschauen. (KraftWerk 1-Buch, 1993)

Existenzialutopien sind nicht bloss Texte, sondern Lebensformen, also eigentlich Kulturen. Aber sie können sich an Texten orientieren.

Unsere heutige Aufgabe scheint klar: auf den Trümmerfeldern des Industriesystems eine neue Kultur zu schaffen, die making a living wieder möglich macht. Was wir vorschlagen, sind landwirtschaftlich und industriell erweiterte Grosshaushalte, die durch vielfältige innere Synergien und economies of scale (ca. 500 Beteiligte) mit regional benützten Ressourcen vielfältige Formen von Eigenarbeit ausnützen können. Wenn wir uns selbst Dienste leisten können, ohne daraus unbezahlbare Dienstleistungen zu machen, dann ist produktive Arbeit wieder möglich. Dazu brauchen wir flexible Wohnformen, eine enge Verknüpfung zwischen Wohn- und Arbeitsbereich und dazu passende soziale Organisationsformen. Der örtlichen Vermischung von Wohnen und Arbeiten (Grafikatelier neben dem Schlafzimmer, Büro im Wohnzimmer) sind keine Grenzen gesetzt. (KraftWerk 1-Buch, 1993)

Es sind Lebensformen, die sich dem Prinzip von Versuch und Irrtum aussetzen. Die Krux ist dann, dass man zugleich in zwei Kulturen steht:



Raum für jedes Wohnbedürfnis: Im achtstöckigen Hauptgebäude können Wohnungen zu Suiten verbunden werden. Und der Arbeitsplatz ist gleich nebenan.

Foto: KraftWerk

In einer Rahmenkultur aller und in einer Binnenkultur weniger, was natürlich bedeutet, dass die Binnenkultur immer in einem fremden Rahmen sich einpassen muss.

Haushalten, Arbeiten, Kultur und Erholung werden so verknüpft, dass sie sich gegenseitig unterstützen und ein vielseitiges Alltagsleben erzeugen. Arbeitende aus verschiedenen Branchen sollen eine gemeinsame Infrastruktur (z.B. Informatik, Energie, Maschinen) nutzen können. Dank Wohnens am gleichen Ort werden flexiblere Arbeitsformen (auf Abruf) möglich. Im Haushaltbereich werden günstige Serviceleistungen angeboten, weil die BewohnerInnen sie selbst als UnternehmerInnen erbringen. Existenzielle Risiken werden durch kollektiv abgestützte Garantien gemildert. Statt vorschneller Ausgrenzung werden neue Formen gegenseitiger Unterstützung gesucht. KraftWerk1 bietet eine Ergänzung zu den staatlichen Sozialleistungen, eine Art vierte Säule, die auf Naturalleistungen und direkten Dienstleistungen beruht. Die Abhängigkeit von der Erwerbstätigkeit wird dadurch gemildert, aber (noch lange!) nicht ersetzt. (KraftWerk1-Charta, 1997)

KraftWerk1 bietet Arbeitsflächen an und beteiligt sich auch damit aktiv am Quartierentwicklungsprozess im Zürcher

Kreis 5, an seiner Wiederbelebung. Hier ist Raum für Betriebe, die – verkehrsgünstig und in Zentrumsnähe – produzieren oder Dienstleistungen erbringen wollen, zum Beispiel für Bürogemeinschaften oder handwerkliche Kleinbetriebe. Sie können dabei von unterdurchschnittlichen Mietzinsen sowie der Vielfalt an sozialen und infrastrukturellen Angeboten von KraftWerk1 profitieren. (Regula Weiss, Co-Präsidentin KraftWerk1, Pressekonferenz Januar 99)

Die Zeit der Menschenbilder ist vorbei. In unsere Zeit gehört das Eingeständnis, dass Menschen nicht gleich sind.

Wir können uns vorstellen, ohne Auto auszukommen, Autofreaks aber nicht auszugrenzen. (KraftWerk1-Charta)

Der Kinderhort Tropenvogel befindet sich im selben Haus wie das Büro. Wer anderswo wohnt und im KraftWerk1 nur arbeitet, profitiert ebenfalls vom Angebot, seine Kinder hier betreuen zu lassen. Und nach der Arbeit bringt ein Schwatz an der KraftWerk-Bar für alle Entspannung. (Aus der aktuellen Werbebroschüre)

Mir geht es um Utopien, in denen sich Gemeinschaften auch auf neue Werte stützen dürfen, wenn sie das wollen und sich darauf einigen können. Wir hätten dann eine Gesellschaft, in der

es zugleich konservative und nicht-konservative Gemeinschaften geben darf.

KraftWerk1 galt mit seiner Idee, auf einer Industriebrache neuen Wohn- und Arbeitsraum zu schaffen, sich in diesem Teil der Stadt vorzuwagen, noch vor wenigen Jahren als exotisch. Mittlerweile ist das Projekt Teil vielfältiger und rasanter Veränderungen im äusseren Kreis 5. Als hartnäckige kleine Figur in einem Spiel mit grossen Zahlen verschaffte sich KraftWerk1 mit viel Projektarbeit über die Jahre Gehör. Das Projekt bietet soziale und bauliche Strukturen mit einem beträchtlichen Veränderungspotential und spricht mit seinem ideellen Gehalt viele Menschen an, für die wir nicht in der besten aller Welten leben. Wir hatten einen langen Atem. Es hat sich gelohnt. (Regula Weiss, Co-Präsidentin KraftWerk1, Pressekonferenz Januar 1999)

Es ist wahrscheinlicher, dass das Unwahrscheinliche geschieht als das Wahrscheinliche. [eXtra]

Zitate aus:

- P. M: bolo'bolo, Paranoia City 1986
- Martin Blum, Andreas Hofer, P. M.: KraftWerk1, Paranoia City 1993
- Hans Saner: Lebenskunst als Real Life, zit. nach WochenZeitung 1/99
- diversen Kraftwerk-Papieren

Wohnzimmer im

Männerbordell



Sein Name sei Dominique. Im Zimmer hinter seinem Wohnzimmer, das zugleich sein Büro ist, versorgen seine Angestellten die männliche Kundschaft mit erotischen Dienstleistungen. In diesem Alltag funktioniert Dominique «wie ein Roboter» – nachts träumt er vom Leben danach, auf einer sonnigen Insel im Atlantik.

Text: Dagmar Anderes
Foto: Hans Schürmann

«Sobald ich kann, mache ich einen Abgang.» Dominique hat es satt. Satt, sein Privatleben weiterhin auf 24 m² zu beschränken. Er träumt von einem grossen Haus mit Garten, einem Haus, in das er all seine Freunde einladen und bekochen kann. Dominique weiss auch schon, wo sein Haus stehen wird: auf Fuerteventura, einer Vulkaninsel im Atlantischen Ozean. Dort fühlt sich der Zürcher italienischer Abstammung daheim. Mehr als einmal hat er sich in den letzten Jahren in den Flieger gesetzt, ist auf «seine» Insel geflüchtet, um neue Energie zu tanken. Von seiner jüngsten Reise hat er ein Bild seiner Wunschheimat mitgebracht und es über seinem Schreibtisch aufgehängt. Wenn Dominique am Computer die Rechnungen erledigt, blickt er gelegentlich auf, betrachtet den roten

Himmel, die schwarzen Umriss der Palmen und gerät dabei wieder ins Träumen. – Zur selben Zeit leben seine Kunden im Zimmer dahinter ihren Traum aus: ihren Traum, «wieder einmal mit einem schönen Mann ins Bett zu gehen.»

Schlechte Laune besser nicht zeigen

Sechs Jahre ist es her, seit Dominique in Zürich eine 5½-Zimmer-Wohnung mietete, um erstmals in der Schweiz ein Bordell von Männern für Männer aufzuziehen. Das Geschäft läuft. Täglich schlüpfen Anwälte, Politiker und Manager – Männer, denen äusserste Diskretion wichtig ist – in den Lift des Altstadthauses, der sie direkt in Dominiques Wohnung bringt. Im Salon setzen sie sich auf das blaue Ledersofa, studieren bei gedämpftem Licht den aufgelegten Prospekt, wählen ihren Wunschpartner aus und verziehen sich daraufhin mit diesem in eines der beiden sogenannten Eros-Zimmer oder in den Massageraum.

«Ich bekomme unsere Gäste nur selten zu Gesicht», sagt Dominique. Als Manager des «House of boys» hält er sich die meiste Zeit im Büro auf, in jenem Zimmer, an dessen Tür das Schild «Kein Zutritt für Unbefugte» haftet. Da hat es sich Dominique so gut es geht gemütlich gemacht: Wenn er in seiner dunkelblauen Polstergruppe sitzt, bei Kerzenlicht und leiser Hintergrundmusik, kann er das Pult mit Computer, Telefon, Ordner und Mappen nicht sehen. Eine schulterhohe Zwischenwand, auf der Blumenkisten stehen, trennt den eigentlichen Arbeits- vom Wohnbereich. «Die Pflanzen ersetzen mir den Garten, verbreiten eine fröhliche Stimmung.» Schlechte Laune kann sich Dominique nicht leisten, zumindest dann nicht, wenn er sein Zimmer verlässt. «Ich muss doch die treibende Kraft sein, die Jungs aufstellen, wenn sie einmal nicht so drauf sind.» Hin und wieder lade auch ein Stammgast seine Sorgen bei ihm ab. Er sei eben sensibel und feinfühlig, empfänglich für die Probleme anderer.

Zuhören, Anteilnehmen und Raten braucht Kraft, laugt auf die Dauer aus. Das Träumen von Fuerteventura gibt ihm vorübergehend Energie – und die Lavasteine, die er von dort mitgenommen hat. «Ich glaube nur an wenige Dinge, aber davon bin ich überzeugt, weil ich es selbst erlebt habe», sagt Dominique. Der dunkle, leichte und poröse Stein nehme negative Energien auf und gebe, gelegentlich gewaschen, positive wieder ab. Auch dunkle Farben schluckten negative Strahlungen, wie sie etwa Gäste verbreiteten, denen es nicht gut gehe. Deshalb dominiere in seiner Wohnung Dunkelblau und Schwarz.

Nur nichts liegen lassen

Es ist nicht allein der knappe Raum, das «Immer-gut-Draufsein», das Dominique besonders in der letzten Zeit zu schaffen macht. Sein Leben scheint ihm allgemein zunehmend eingeengt, vorge-spürt. «Ich funktioniere wie ein Roboter», erklärt er. Am Morgen um 9 Uhr aufstehen, Radio einschalten und als erstes die Matratze wenden, den Molton wechseln. Die Nacht verbringt Dominique im kleineren der beiden Eros-Zimmer. «Obwohl das Bett sauber, die Laken frisch sind – ich muss vor dem Schlafengehen einfach die Matratze wenden.» Bevor er das Zimmer verlässt, einen letzten Kontrollblick: Nichts liegengelassen? Noch alles an seinem Platz? Dann schnell ins Bad, sich zurechtmachen. «Es geht ja nicht, dass ich im Trainer rumlaufe, wenn die Jungs und später die ersten Gäste eintreffen.»

Ebensowenig sollen sie ihn am Herd stehend treffen. «Abgesehen davon wäre es für die Kunden unangenehm, wenn es in der Wohnung nach Essen riecht.» Darum kocht er sich gelegentlich etwas vor, nimmt es in sein Büro, in das er sich zurückzieht, wenn Punkt 12 Uhr das «House of boys» öffnet. Am Pult erledigt er die Schreibarbeiten, nimmt die Anrufe entgegen. Vom Betrieb rundum bekomme er nichts mit. «Es ist alles gut isoliert.» Nur um die Bettlaken zu waschen und zu wechseln, verlässt Dominique sein Zimmer. Und gelegentlich, «wenn mir die Decke auf den Kopf fällt», spaziert er für eine Stunde dem See entlang. Das Handy steckt zur Sicherheit in der Tasche. «Es kann immer etwas passieren.»

Doppelleben

Eigentlich bedeute ihm Wohnen viel, sagt Dominique. Mit 20 sei er ausgezogen in ein Landhaus mit grosser Terrasse. Auch später, ob als Sexartikel-Verkäufer, Taxihalter oder Tankstellenpächter, immer habe er in einer grossen, schön eingerichteten Wohnung gelebt, zuletzt in Dübendorf. Doch angesichts der Öffnungszeiten des Bordells sei es auf die Dauer unmöglich gewesen, zu pendeln. Dazu die doppelten Mietkosten. «Es hat sich einfach so ergeben», sagt Dominique. «Und ich war ja auch nicht unglücklich.»

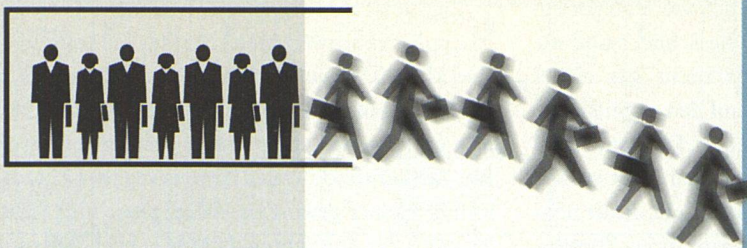
Erst mit der Zeit vermisste er seine Privatsphäre, was hiess, nicht mehr Schlagzeug zu spielen, keinen Hund mehr zu halten und kaum mehr Besuche zu empfangen. Gelegentlich schauten zwar Freunde bei ihm hinein, und «jene, die mich wirklich gern haben, fühlen sich bei mir auch wohl». Aber es sei schon nicht dasselbe.

Ausserdem wissen nicht alle seine Kollegen Bescheid über sein Geschäft. Unter «Art Service» kann man sich vieles vorstellen. Sicher ahnen einige, womit Dominique sein Geld verdient, ebenso wie sie seine Neigung für das andere Geschlecht vermuten. Aber offiziell ist Dominique ja noch verheiratet, und so genau wollen es wahrscheinlich auch nicht alle wissen, die Parteifreunde etwa, Mitglieder und Anhänger der SVP. «Mit Blocher habe ich aber nichts am Hut», betont Dominique. Generell sei ihm der Zürcher Flügel zu extrem. Es gehe doch darum, zu diskutieren und gemeinsam Lösungen zu suchen, sture Positionen führen da nicht weiter.

Nachts im Gästebett

Reden, poltern und diskutieren – diese Seite lebt Dominique abends aus, wenn er an einen Apéro geht oder in seiner Stammbeiz vorbeischaute. Da finde man den echten Dominique, der dann auch nicht mehr Dominique heisst. Dort dürfe er auch einmal traurig sein, über seine Probleme reden, oder eben politisieren und über Gott und die Welt plaudern, von seinen Plänen erzählen: noch vor fünfzig nach Fuerteventura auszuwandern und dort als Reiseorganisator oder Importhändler ein neues Leben aufbauen. Zuerst will er aber einen Geschäftsführer für das Bordell finden.

Nur selten bleibt Dominique lange im Kreis seiner Kollegen sitzen. Falls doch, ruft er jede Stunde im Geschäft an, erkundigt sich, ob alles in Ordnung ist. Um 24 Uhr schliesst das «House of boys», gegen zwei Uhr zieht sich Dominique zum Schlaf zurück. Er wendet die Matratze, wechselt den Molton, legt sich ins Doppelbett. Gelegentlich sieht er noch etwas fern. Zu dieser Stunde ist es ruhig im Quartier, kein Autolärm stört ihn, nur das Wasser des kleinen Zimmerbrunnens in der Zimmerecke plätschert leise. Irgendwann schläft Dominique ein, und träumt, träumt vom Tosen der Brandung auf Fuerteventura. [extra]



Vom Pendeln

Eine Lebensform im ausgehenden
20. Jahrhundert. Versuch einer
Annäherung.

Text: Stefan Hartmann

Illustration: Markus Galizinski

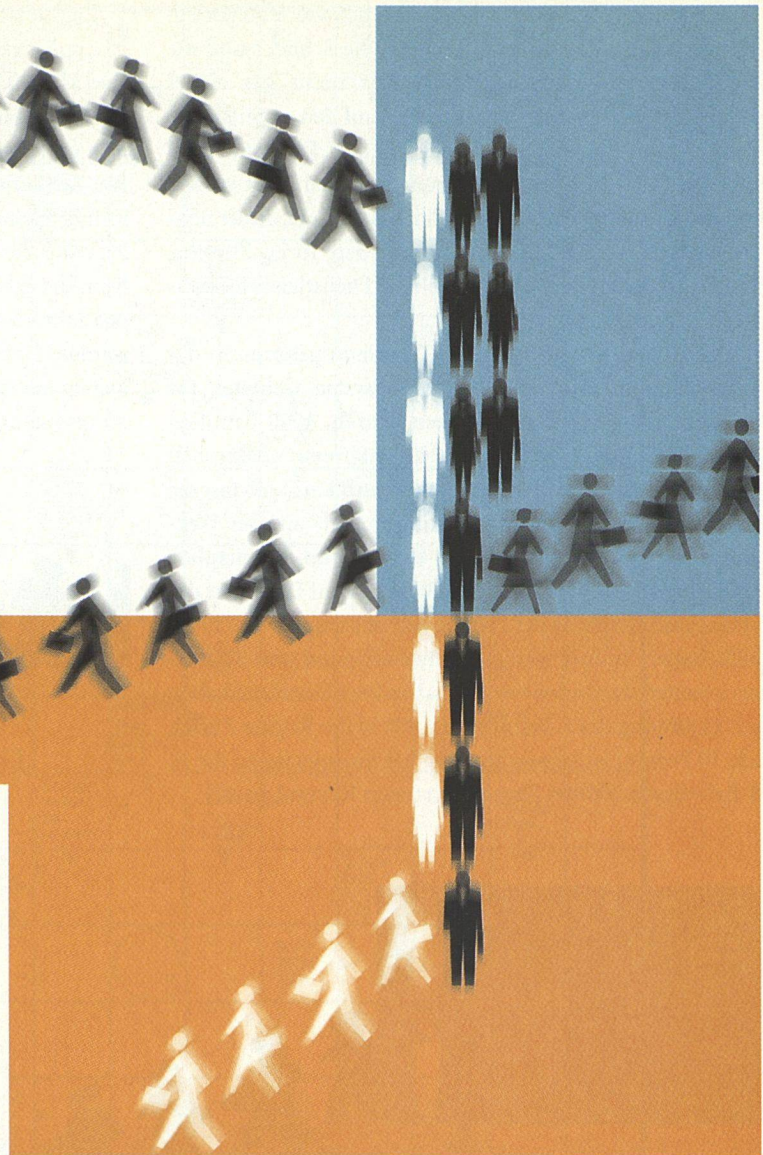


Frühstück mit Staumeldung. Jeden Morgen dasselbe Ritual am Radio: Die Blechlawinen stehen, an der Rosengartenstrasse und am Brütiseller Kreuz. Was auffällt: die Meldungen werden immer umfangreicher – Natel sei Dank, denn viele Stauopfer machen sich einen Sport daraus, der Verkehrsleitzentrale per Handy den Stau zu melden. Der Stau geht an die Nerven und ist volkswirtschaftlich ein happiger Posten: Allein in der Stadt Zürich verursacht er 80 Millionen Franken Kosten im Jahr.

Nur 19 von 100 Kilometern werden hierzulande mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurückgelegt. Anders gesagt: Fast 80 Prozent der gefahrenen Kilometer werden mit dem Auto bewältigt. Und wenn wir schon beim Aufzählen sind: Zwei Drittel der Männer und fast die Hälfte der Frauen benutzen für ihren Arbeitsweg ein privates motorisiertes Verkehrsmittel. Drei Viertel der Haushalte sind motorisiert, manche mit zwei und mehr Fahrzeugen.

Seit vier Jahren schwimme auch ich im Pendlerstrom. Ich hab's gut: sechsmal die Stunde eine S-Bahn nach Zürich, die S 5 schafft den Weg in 12 Minuten. Von der Haus- zur Bürotür sind es gerade 35 Minuten; hin und zurück also täglich 70 Minuten. Damit liege ich gut im Schnitt: Schweizer und Schweizerin sind pro Tag mit Bahn oder Auto durchschnittlich 84 Minuten für Arbeit und Freizeitbetätigung unterwegs.

Von wegen: Freizeit und Sport erzeugen werktags mit Abstand den meisten Autoverkehr, nämlich 52%, gefolgt von den Arbeitspendlern mit 25%. Für den Rest (23%) ist dann der Geschäftsverkehr (Verkehr während der Arbeitszeit) verantwortlich. Bei sinkender Arbeitszeit wird vermutlich die private Freizeitmobilität weiter zunehmen.

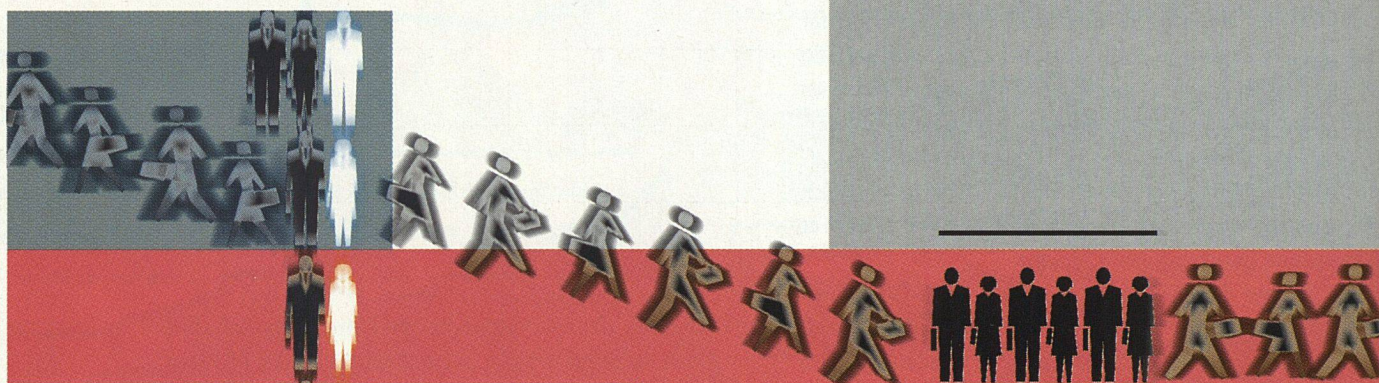


Später an der Bushaltestelle: Der Bus zum Bahnhof Uster ist längst in Sicht, allein die Kolonne der privaten PWs – mit lauter Einzelpersonen besetzt – verhindert ein zügiges Vorankommen. Das rettende Verkehrsmittel vom Aussenquartier ins Zentrum ist und bleibt halt das Velo. Am Bahnhof ist Warten angesagt; die S 5 hat drei Minuten Verspätung. Die Durchsage tönt besänftigend. Einmal im Jahr verteilt das Bahnhofpersonal gar frische Gipfeli an die Zugpassagiere, zur Hebung der Laune, wie man annehmen darf.

Zeit, sich diskret umzusehen. Aufgrund des Mienenspiels lassen sich Mutmassungen über die Befindlichkeit der Pendler-Leidensgenossen und -genossinnen anstellen. Der Bänkler schlägt zielgenau den Wirtschaftsbund der NZZ auf und prüft, etwas hektisch, wie mir scheint, die Aktienkurse auf der Börsenseite. Der Mittelschüler schlurft verschlafen daher. Die Geschäftsfrau meditiert in den grauen Morgenhimmel. Wir sind eine verschworene Pendlergemeinde. Man kennt den Nachbarn, der jeden morgen auf dem stets gleichen Perronabschnitt steht, um sich eine gute Ausgangsposition für den Run auf die Türe zu sichern. Wie in der Metro.

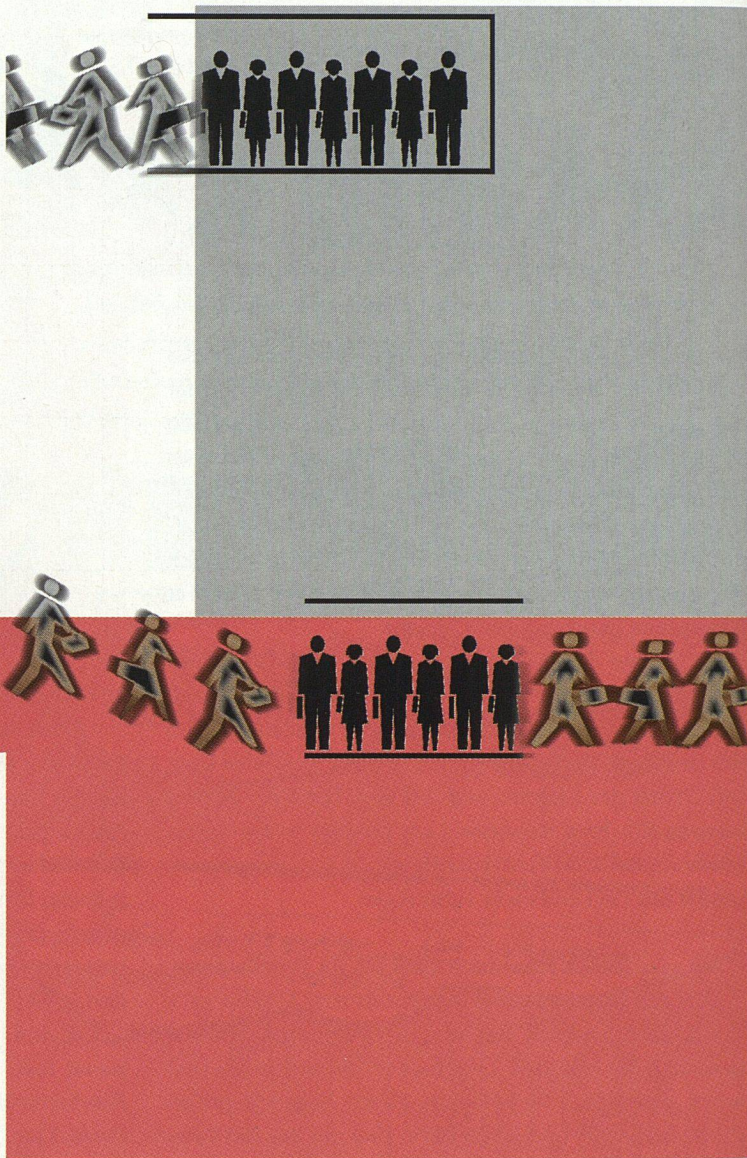
Im Zug gibt es am Morgen grundsätzlich drei Kategorien. Jene, die mit der Zeitung rascheln, die Schläfer und die Gedankenversunkenen. Schnarcht da nicht gar einer? Jedenfalls: gesammelte Konzentration auf den Arbeitsplatz, der sich mit 120 Stundenkilometern nähert. Die Landschaft mit den rasch schwindenden grünen Lücken fliegt vorbei. Allenthalben entstehen entlang der S-Bahnlinie, dieser neuen Wirtschafts- und Lebensader vor den Toren Zürichs, Wohnüberbauungen, Golfplätze und Dienstleistungsbauten.

Das Glattal und das Zürcher Oberland gehören in der Gross-Agglomeration zu den attraktivsten Gebieten für Familien, die Zürich den Rücken kehren. 4000 Familien zogen 1996 aus Zürich weg (2450 nahmen wieder neu Wohnsitz). Als Grund für den Exodus aufs Land gab fast die Hälfte ein «unbefriedigendes Wohnumfeld» an. Der Wegzug mit der Entmischung von Wohn- und Arbeitsplatz erzeugt natürlich Zupendler: In drei von fünf Fällen hat der «Hauptverdienende» der Familie den Arbeitsplatz in Zürich beibehalten. Immer weniger Schweizerinnen und Schweizer arbeiten dort, wo sie wohnen. Die Pendlerströme haben seit Eröffnung des S-Bahnnetzes 1990 in der Region Zürich um 30 Prozent zugenommen. Täglich transportieren die 14 S-Bahnlinien 200 000 ZugpendlerInnen hin und zurück.



Es kostet eine gewisse Überwindung, die Leute anzusprechen, mit denen man jeden Morgen schweigend und frierend auf dem Bahnsteig wartet und eigentlich gerne etwas plaudern würde. In einigen Fällen habe ich das tatsächlich auch geschafft: Der Lebensmittelingenieur, die Architektin, der Geologe, der Feinmechaniker. So lässt sich die Warterei mit ein paar Worten verkürzen. Ein Lächeln hat mir auch schon einen schlechten Tag gerettet. Die Laune kann allerdings ganz schnell ändern, wenn die S-Bahn im Zürichberg-Tunnel steckenbleibt, weil der Bahnhof Stadelhofen überlastet ist. Wird die Toleranzschwelle von drei Minuten überschritten, werden die Blicke unruhig, da und dort wird ein Maulen hörbar. Sollte sich dann herausstellen, dass gar eine Lok oder ein Stellwerk – diese elektronischen Wunder – schlapp macht, ist die Morgenstimmung im Eimer. Dabei erhöht die Elektronik unsere Sicherheit; das dichtbefahrene Bahnnetz ist allerdings auch bedeutend anfälliger geworden.

Zürich ist ein Magnet: die wichtigste Wirtschaftsmetropole der Schweiz bietet 313 000 Teil- und Vollzeitstellen (bei 340 000 EinwohnerInnen). Der Ausbau der Infrastruktur für den öffentlichen wie für den privaten Verkehr ist in den vergangenen zehn Jahren ständig verbessert worden. Der Zeitaufwand für den Arbeitsweg in die Stadt Zürich ist immer kleiner geworden. Arbeitgeber und Staat bevorteilen dabei das Autofahren tüchtig: Je nach Bodenpreisen und Komfort schlägt ein Parkplatz mit 1200 bis 3500 Franken pro Jahr zu Buch – Kosten, die notabene nicht überwältigt werden. Üppig sind auch die Fahrtkostenabzüge des Autohalters bei den Steuern – Luftverschmutzung und Gefährdungspotential des Autos sind nach wie vor gratis.



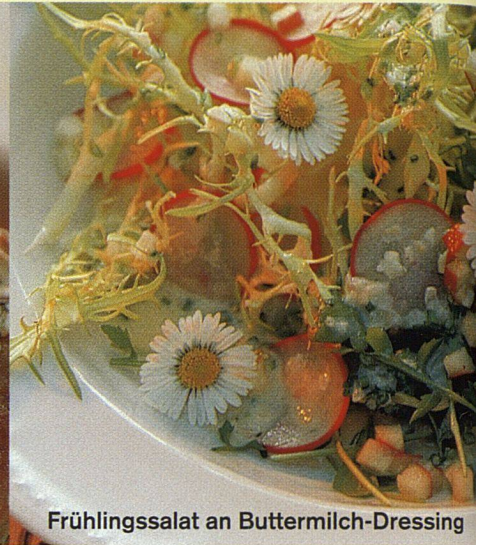
Glücklich, einen letzten Sitzplatz ergattert zu haben! Wenn jetzt nur nicht die Türe klemmt! Abgespannte Gesichter freuen sich auf den Feierabend. Die graue, lärmige Stadt bleibt hinter uns. Pendleralltag – raus ins Grüne im Schnellzugstempo. Denn zurück zur Natur geht kaum jemand zu Fuss. [eXtra]

DIE ARBEIT KOMMT

Kochen bedeutet Heimarbeit. Wir haben diesmal ein etwas aufwendigeres Menü ausgesucht, das gut zur beginnenden Frühlingszeit passt. En Guete!



Quark-Bärlauch-Brötchen



Frühlingsalat an Buttermilch-Dressing

Für 8 Brötchen

250 g Halbweissmehl
50 g Haferflocken
1¼ TL Backpulver
1 TL Salz
250 g Halbfettquark
1 dl Milch
5 Bärlauchblätter, fein gehackt
1 Eigelb zum Bestreichen
2 EL Haferflocken zum Bestreuen

1 Mehl, Haferflocken, Backpulver und Salz in einer Schüssel mischen. Quark, Milch und Bärlauch dazugeben und zu einem glatten Teig kneten.

2 Den Teig auf wenig Mehl zu einer ca. 5 cm dicken Rolle formen. Mit der Hand etwas flachdrücken und in 8 gleich grosse Quadrate schneiden. Nicht zu dicht nebeneinander auf ein mit Backpapier belegtes Blech geben. Mit Eigelb bestreichen und mit Haferflocken bestreuen.

3 In der Mitte des auf 180 °C vorgeheizten Ofens etwa 20 Minuten goldbraun backen.

Tip

Den Teig statt mit Bärlauch mit feingeschnittenem Schnittlauch oder anderen Kräutern aromatisieren.

Dressing:

2 Eier, hartgekocht, geschält
1 EL Senf
1 Zwiebel, fein gehackt
1 EL Apfelessig
2,5 dl Buttermilch nature
1 Apfel
1 Bund Schnittlauch, fein geschnitten
Salz, Pfeffer
1 Frisée-Salat
100 g Kresse
2 Bund Radieschen, in feine Scheiben geschnitten

1 Für das Dressing die Eier halbieren, Eiweiss und Eigelb trennen. Eigelb, Senf, Zwiebeln, Essig und Buttermilch mit dem Stabmixer fein pürieren. Eiweiss grob hacken, Apfel in feine Würfel schneiden und mit Schnittlauch zum Dressing geben. Mit Salz und Pfeffer abschmecken.

2 Frisée-Salat in mundgerechte Stücke schneiden, mit Kresse und Radieschen mischen.

3 Den Salat auf Tellern anrichten und das Dressing darüberverteilen.

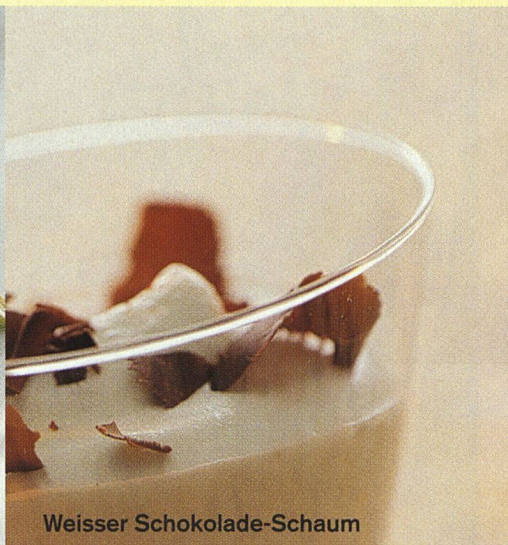
Das Rezept ist dem «Gästebuch – Rezepte für 16 Einladungen» entnommen. Das vom Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten herausgegebene Kochbuch enthält kreative Rezepte für jede Jahreszeit. Das Buch ist für 25 Franken erhältlich beim ZVSM, Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten, Weststrasse 10, 3000 Bern 6. Telefon 031/359 57 28, Telefax 031/359 58 55



Kalbskoteletts mit Kräuterkruste



Spargel-Gersten-Risotto



Weisser Schokolade-Schaum

4 Kalbskoteletts, je etwa 200 g, Knochen von der Metzgerei zu $\frac{3}{4}$ freigelegt und gesäubert
1 EL Senf
Salz, Pfeffer
Bratbutter zum Anbraten

Kräuterkruste:

100 g Emmentaler, gerieben
2 Bund Petersilie, grob gehackt
1 Bund Schnittlauch, geschnitten
1 EL Paniermehl

1 Kotelett mit Senf einreiben und würzen.
In Bratbutter beidseitig 2 Minuten anbraten und auf ein Blech geben.

2 Für die Kräuterkruste alle Zutaten vermischen, auf die Koteletts verteilen und etwas andrücken.

3 Im oberen Teil des auf Grillstufe oder grösster Oberhitze vorgeheizten Ofens 3 Minuten gratinieren. Die Ofentemperatur auf 80 °C reduzieren. Die Koteletts in der Mitte des Ofens 20 Minuten durchziehen lassen. Auf ein paar Minuten mehr kommt es dabei nicht an.

4 Mit dem Spargel-Gersten-Risotto anrichten.

Tip

Statt Kalbskoteletts Schweinskoteletts verwenden.

500 g grüne Spargeln
1 Bundzwiebeln, in feine Ringe geschnitten
Butter zum Andünsten
1 dl Weisswein
5 dl kräftige Gemüsebouillon
150 g Rollgerste
0,5 dl Doppelrahm
50 g Freiburger Vacherin, geraffelt
Pfeffer

1 Spargeln waschen und die holzigen Enden wegschneiden. Spargelspitzen von 5 cm Länge abschneiden und beiseite stellen. Spargeln schräg in 2 mm dicke Scheiben schneiden.

2 Bundzwiebeln in Butter andünsten. Mit Weisswein ablöschen, etwas einkochen und mit Gemüsebouillon aufgiessen. Rollgerste einrieseln und zugedeckt bei kleiner Hitze 35 Minuten leicht köcheln lassen. Ab und zu rühren. Die Spargelspitzen beifügen. Nach 5 Minuten die Spargelscheiben darunterühren und weitere 5 Minuten garen.

3 Kurz vor dem Servieren Doppelrahm und Freiburger Vacherin darunterühren. Würzen.

Tip

Ist der Gerstenrisotto zu trocken, noch etwas Gemüsebouillon dazugiessen.

2,5 dl Rahm
100 g weisse Schokolade, zerbröckelt
1 dl Birnensaft
1 Eiweiss, steif geschlagen
dunkle Schokolade-Späne zum Garnieren

1 Rahm erwärmen, weisse Schokolade beifügen und schmelzen. In eine Schüssel geben, auskühlen lassen und zugedeckt über Nacht kaltstellen.

2 Die Rahmmasse mit dem Schwingbesen steif schlagen. Birnensaft darunterühren und Eiweiss daruntergeben. In 4 Gläser füllen.

3 Mit Schokolade-Spänen bestreuen. Bis zum Servieren kalt stellen.

Tips

Statt weisse Schokolade Milch- oder Zartbitterschokolade verwenden.

Schokolade-Späne selbst gemacht:
Von einem Stück Kochschokolade mit einem Sparschäler Locken abziehen.